



Montescues Sommermärchen
von
Torsten Thoms

Montescues Sommermärchen

Wahrnehmung ist Realität. Fragt sich nur, wessen. (Montescue)

Der Tag begann wie viele andere vorher. Die Sonne schien schon am Morgen heiß und es war klar, dass dieser Juli-Tag alle Hitzerekorde der Vergangenheit in Angriff nehmen würde. Die Stadt und die Menschen ächzten unter der drückenden Schwüle. Wie elektrisch war die Luft, doch die kühlenden Gewitter kamen schon seit Tagen nicht, obwohl sie lange Zeit überfällig waren. Ab und an blitzte es, donnerte danach laut, doch das war alles. Jede Wolke, die sich bilden wollte, wurde durch die sengenden Hitzestrahlen der Sonne schon im Keim aufgelöst. Menschen und Tiere vermieden jede unnötige Bewegung und nur die aller widerstandsfähigsten oder dümmsten wagten sich zur Mittagszeit aus den klimatisierten Gebäuden. Selbst nachts wollte es nicht abkühlen, die aufgeheizten Steine der Häuser gaben die Wärme zu der Zeit ab, in der die kalte Nachtluft Abhilfe für die Lebewesen in seiner Umgebung hätte schaffen müssen. Schon längst mussten Schüler nur noch stundenweise zur Schule, kurz vor der Zeugnisvergabe war das Schuljahr somit zu einer Farce und zu einem dauerhaften Aufenthalt im Freibad verkommen. Die arbeitende Bevölkerung machte aus der Situation das Beste, jeder, der es vermeiden konnte, hart zu arbeiten, tat gut daran, seine Zeit mit dem Ausrichten von Ventilatoren zu verbringen.

Unter diesen Bedingungen sollte ich kreative Ideen haben und an meinem Buch schreiben. Eigentlich hätte ich bereits viel weiter sein müssen, vor allem wenn man Philipp, meinen Agenten, gefragt hätte. Er lag mir ständig damit in den Ohren, ihm endlich Inhaltsangabe und Zusammenfassung der Geschichte zukommen zu lassen, von der er wollte, dass ich sie schrieb. Das ging nicht, weil es eigentlich noch gar keine Geschichte gab, die es sich gelohnt hätte zusammenzufassen. Um ehrlich zu sein steckte ich seit Monaten im ersten Kapitel fest, das sich einfach nicht entwickeln wollte. Auf meinem Laptop häuften sich die angefangenen Dokumente, die ich regelmäßig in den Ordner „Ideen“ verschob. Ich hätte sie auch löschen können, wusste ich doch, dass ich selten eines davon wieder berühren würde, doch hatte ich eine Abneigung dagegen, Dinge, die ich berührt hatte, fortzuwerfen.

Jetzt, bei dieser Hitze, war an ein Arbeiten an meinem Werk ohnehin nicht zu denken. Wie Blei hingen meine Finger auf der Tastatur fest, wollten sich nicht zum Anschlag heben. Mein Kopf produzierte nichts als wirre Gedanken, die sich alle nicht lohnten, auf den Bildschirm gebracht zu werden.

Ständig hatte ich dabei das Bild von Philipp vor Augen, der mich in meinen Tagträumen laufend zu beobachten schien. Das waren zwar nur Halluzinationen, doch die kamen nicht zufällig oder ohne Grund. Denn Philipp war ein höchst eigenartiger Zeitgenosse. Mit der Ausdauer eines Marathonläufers verfolgte er mich, mal ging es um eine neue Buchidee, von der er wollte, dass ich sie umsetze, mal um Verbesserungen, die ich an für mich längst beendeten, doch niemals veröffentlichten Werken vollführen sollte. Kurz gesagt, sehr aufreibende Themen, auf die sich Philipp gerade bei mir zu spezialisieren schien. Nie akzeptierte er meine Ausreden, fragte und bohrte immer weiter, bis ich es nicht mehr aushielt. Ein guter Grund also, seine Telefonnummer auf meinem Apparat zu Hause und auf meinem Handy sperren zu lassen. Davon hatte er jedoch bald Wind bekommen, sich eine neue Nummer zugelegt und rief von nun an verdeckt bei mir an, was mir den Besitz an einem Telefon maßgeblich verleidete. Auch jetzt lies ich es wieder minutenlang läuten, ich meinte, schon am Klingelton heraushören zu können, dass es Philipp war, der versuchte, mich zu erreichen. Hartnäckig, monoton und bohrend hörte es einfach nicht auf. Nicht dass Philipp sich irgendwann aufgereggt hätte. Ruhig und sachlich trug er immer seine Anliegen vor, emotionslos fing er jede meiner Regungen auf, hinterfragte erst sich und dann mich. Das war seine Masche, mit der er es jedes Mal fertigbrachte, mir Schuldgefühle einzuimpfen. Normalerweise hätte ich ihm schon längst die Freundschaft oder meinen Vertrag mit ihm gekündigt, doch hatte er auch eine Seite an sich, die ich nicht nur mochte, sondern fast schon liebte, mindestens jedoch bewunderte. Seine Fähigkeit, langsam und mit stetem Schritt logisch eine Idee erst zu erkennen und dann weiter zu entwickeln, stand in vollständigem Kontrast zu meinem chaotischen Wesen, das irrational aus dem Bauch heraus entschied. Dieser Faszination, die wir beide empfanden, wenn wir redeten und einmal nicht meine Arbeit zu besprechen hatten, sondern über Gott und die Welt philosophierten, konnten wir uns nicht entziehen. Philipp brachte regelmäßig Ordnung in meine chaotischen Gedanken und bereits mehr als einmal hatte ich diese Dialoge versucht, in Geschichten unterzubringen. Meist mit sehr mäßigem Erfolg, da ich an einem chronischen Kurzzeitgedächtnis litt, das alles Erlebte, welches länger als wenige Stunden her war, verhedderte und verdrehte. Oft wusste ich nach Unterhaltungen nicht mehr, welchen Standpunkt ich oder mein Gesprächspartner vertreten hatte oder wie wir überhaupt zu einem Ergebnis gekommen waren. Mein Aufnahmegerät, das ich mir aus diesem Grund zugelegt hatte, taugte meist auch nichts, da ich entweder vergaß, es einzuschalten oder, wenn ich einmal daran dachte, in diesem Moment die Batterien versagten. Das alles führte dazu, dass meine Geschichten höchst

mittelmäßig wurden, doch gab ich nicht auf, auch wenn meine Selbstdisziplin bei der Arbeit an den meisten Tagen sehr zu wünschen übrig ließ. Eine weitere Eigenschaft an Philipp mochte ich fast genauso wie sein penetrant logisches Denken: Er glaubte fest an meine künstlerische Begabung, was ihn sehr sympathisch machte, denn ich selbst war davon alles andere als überzeugt. Somit war er es schon deshalb wert, ihn als Freund und Agenten zu behalten.

Im Augenblick jedoch konnte ich ihn nicht ertragen. Ich saß mit meinem nassen Tuch und einem Glas Eiswasser bei weit aufgerissenen Fenstern in meinem Arbeitszimmer und versuchte, die Hitze zu ertragen.

Unter mir stritt sich das arbeitslose Ehepaar, doch selbst das sonst energetische Gekreische schien heute wie ein müdes Scharmützel zweier Gegner, die einander satthatten, doch deren Gewohnheit sie dazu zwang, ihre üblichen Rituale zu befolgen und die sahen in diesem Moment einen Kampf um Nichtigkeiten vor. Lange schon störten mich die beiden nicht mehr, ganz im Gegenteil, wenn es unten völlig ruhig war, machte ich mir Sorgen, ob sie einander nichts angetan hätten. Nicht, dass ich mir oft Sorgen machen musste, denn Geräusche gab es immer, ob es der viel zu laute Fernseher, ein heftiges Türemschließen oder wie jetzt ein Streit war. Ich hatte die beiden Fred und Wilma getauft. Ihre wirklichen Namen kannte ich nicht, doch Fred und Wilma waren allemal besser als die Namen, die sich die beiden im Zank gegenseitig gaben. Manchmal warf Wilma etwas gegen die Wand, wahrscheinlich in Richtung Fred, schien ihn aber regelmäßig zu verfehlen. Heute jedoch gab es diesbezüglich keine Gefahr, denn selbst die lauten Stimmen wirkten gedämpft und erschöpft. Mir war es recht. So döste ich vor mich hin, und als ich mir gerade überlegte, ob ich mich zum Badezimmer bewegen sollte, um kalt zu duschen, klingelte es an der Haustür. Mit einer solchen Störung hatte ich nicht gerechnet, ich ärgerte mich darüber. So langsam es nur ging bewegte ich mich zur Tür, in der Hoffnung, dass es der Störenfried sich anders überlegen könnte. Diese Hoffnung wurde zerstört, denn es läutete abermals. Tief seufzend legte ich die letzten Meter ein wenig schneller zurück, schloss auf und öffnete.

Vor mir stand der Briefträger. Sein puterrotes Gesicht glänzte vor Schweiß und der arme Kerl japste nach Luft, kein Wunder, denn bei diesen Temperaturen und dieser Leibesfülle war es sicher kein Vergnügen gewesen, zu mir in den vierten Stock zu laufen. Schon vor Jahren hatte sich die Hausverwaltung dafür einsetzen wollen, einen Fahrstuhl in das mit Dachausbau immerhin fünf Stockwerke hohe Gebäude einzubauen, doch war dieses Vorhaben immer am Widerstand des einen Besitzers gescheitert, dem mehr als 50% der Wohnungen gehörten. Mir war es sehr recht, denn

das sorgte für die bezahlbaren Mieten, die sich selbst ein höchst arbeitsunwütiger Schriftsteller wie ich noch leisten konnten. Zumindest meistens war ich mit den Zahlungen pünktlich, und wenn nicht, dann war meine Vermieterin, eine ältere Dame, die in Zehlendorf wohnte, bereits so an die verspäteten Zahlungen gewöhnt, dass sie schon gar nicht mehr fragte.

Diese und andere Dinge gingen mir durch den Kopf, während der dicke Postbote langsam wieder zu Atem kam. Gezwungen versuchte er zu lächeln, ein völlig sinn- wie erfolgloses Unterfangen. Er begrüßte mich, schaute gleichzeitig amüsiert auf mein nasses Kopftuch, das ich in der Eile vergessen hatte abzunehmen. Ich versuchte mir diese Peinlichkeit nicht anmerken zu lassen, immerhin hatte ich es besser als der bedauernswerte Mensch vor mir, der sich bei dieser Hitze nicht um seine Arbeit drücken konnte.

„Einschreiben.“

Der Briefträger hielt mir dieses eigenartige Gerät hin, auf dem ich mit einem Plastikstab auf einem kleinen Bildschirm unterschreiben musste. Mit dieser Vorwärtsbewegung schwappte eine Geruchswolke aus saurem und altem Schweiß zu mir hinüber, die einfach an meiner Wohnungstür nicht haltmachen wollte. Schnell unterschrieb ich, denn den Ekel, der langsam in mir aufstieg, musste ich so schnell wie möglich loswerden, genauso wie die Quelle dieses Geruchs, die vor mir stand und nun meine Leiden mit größtmöglicher Langsamkeit auszudehnen versuchte. Ich riss ihm den Wisch aus der Hand und schlug die Tür zu, natürlich nicht ohne mich vorher bedankt zu haben. Langsam kam ich wieder zu mir, der Geruch verschwand nur allmählich, denn an Durchzug war in dieser Wohnung bei diesen Temperaturen nicht zu denken. Es war ein Brief von meiner Vermieterin, was mich sehr wunderte. Ab und zu kam sie hier vorbei, um sich zu vergewissern, dass das Haus noch stand, doch dieses Einschreiben war eine neue, ungewohnte Aktion, eine, die mir gar nicht gefiel. Langsam ging ich ins Wohnzimmer, hielt den Brief vor mir wie ein katholischer Priester eine Kerze. Ich legte das Schreiben auf den unaufgeräumten Schreibtisch, wo er sich fast verlor. Leider war das Problem damit noch nicht aus der Welt, denn selbst aus diesem geordneten Chaos leuchtete er und drängte mich, ihn zu öffnen und zu lesen. Noch widerstand ich meinem schlechten Gewissen, die Angst war größer als die Suche nach dem unausweichlichen.

Ich beschloss daher, mir erst einen Eistee zu genehmigen, doch als ich in der Küche im Gefrierschrank nach Eiswürfeln suchte, musste ich feststellen, dass ich die Letzten vor zwei Stunden verbraucht und in meinem Tran nicht daran gedacht hatte, neue zu machen. Was für eine Katastrophe und nichts schien mir schlimmer, als diese beiden

Schicksalsschläge, die ich in so kurzer Zeit hatte aushalten müssen. Erst dieser Brief, nun kein Eis. Was sollte noch Schlimmeres passieren?

Während ich nachdachte, überlegte ich, was Philipp jetzt machen würde. Im Grunde wusste ich es bereits, denn er hätte den Brief bereits an der Tür geöffnet, wahrscheinlich sogar im Beisein dieses widerlichen Postboten. Über diesen Punkt war ich nun allerdings weit hinaus, denn je länger ich wartete, desto unmöglicher schien es mir, den Brief zu öffnen. Behutsam nippte ich an meinem lauwarmen Eistee, der mich sofort an die fehlenden Eiswürfel erinnerte, deren Nicht-Existenz allerdings gegen das Problem des Briefes zu schrumpfen schien. Der lag auf dem Schreibtisch und schien zu strahlen. Täuschte ich mich oder wurde er auch noch größer? Bald darauf musste ich das Zimmer verlassen, denn entweder blieb ich oder der Brief, an das Öffnen war jetzt nicht mehr zu denken. Also griff ich nach den Wohnungsschlüsseln, nahm das Tuch von meinem Kopf und verließ die Wohnung. Schon beim Öffnen der Haustür unten bereute ich meine Entscheidung, deren einziger Grund meine Feigheit gewesen war. Durch den kühlen Hausflur fühlte sich die Temperatur draußen noch unerträglicher an und binnen weniger Sekunden standen mir die Schweißperlen auf der Stirn. Es war zu heiß, um sich schnell zu bewegen oder weit zu laufen. Also entschied ich mich, in das kleine Café um die Ecke zu gehen. Eigentlich kam ich ungern her, denn immer, wenn ich dort war, wurde mir klar, wie die Zukunft des Bezirkes, in dem ich wohnte, aussehen würde.

Schon beim Hineingehen musste ich mich vorsichtig an schlecht geparkten Designer-Kinderwagen vorbei quetschen, die Gören plärrten irgendwo weiter hinten, die in Jute oder Leinen gekleideten Mütter unterhielten sich lautstark über antiautoritäre Erziehung oder die besten alternativen Kindergärten in der Nähe. Es war kaum auszuhalten und selbst das Weghören wurde wegen der Eindringlichkeit der Gespräche und der unangenehm schrillen Stimmen zu einer Unmöglichkeit. Ich suchte mir einen Tisch in einer stilleren Ecke fernab vom Trubel der glückseligen Familien. Als die Kellnerin mit der Karte kam, erinnerte ich mich an einen weiteren Grund, warum ich nicht gerne herkam. Das Angebot überforderte mich. Statt Käse oder Erdbeerkuchen gab es hier amerikanisches Gebäck, Muffins, Karottenkuchen, Brownies. Vorbei schien auch die Zeit des einfachen Kaffees, schon an den Espresso hatte ich mich vor ein paar Jahren mühsam gewöhnen müssen. Doch jetzt gab es eine ganze Reihe von Eventkaffees. Ein Latte Macchiato reichte nicht mehr, es musste ein Vanille demi skimmed double latte mit Caramelstücken sein. Solche Kreationen verwirrten mich und meine Geschmacksnerven, so dass ich einfach und bescheiden bei meinem Kaffee blieb, der allerdings fast schon einer aussterbenden Art anzugehören schien.

Keine Frage, mit der Wohngegend ging es abwärts, schon längst zogen die kinderreichen Ausländerfamilien weiter, weil sie sich die teuren Mieten nicht mehr leisten konnten. Stattdessen wimmelte es jetzt von neureichen Mittelstandstussen, die mit ihren verzogenen Kindern die Gegend unsicher machten und die nicht einmal in den bestbesuchten Restaurants oder Cafés davor zurückschreckten, Tische fürs Windelnwechseln oder Schlimmeres zu missbrauchen. Vor einigen Tagen hatte ich beobachtet, wie eine dieser kurzhaarigen fast schon mittelalterlichen Mütter in einer Kneipe ihrem Baby die blanke Brust ins Gesicht drückte, während sie sich weiter mit ihren männlichen und weiblichen Freunden unterhielt, ohne Vorwarnung und somit die Chance wegzuschauen. Selten hatte ich einen unerotischeren Anblick erlebt, der mich noch einige Tage danach verfolgte und Sex für einige Zeit unmöglich machen würde.

Der einzige Grund, warum ich noch nicht weggezogen war, war in dem Umstand der preisgünstigen Wohnung zu verdanken, eine Situation also, die ich jetzt durch den schrecklichen Brief auf meinem Schreibtisch bedroht sah. Je länger ich nachdachte, desto lächerlicher wurde die ganze Geschichte. Von meinem Platz aus beobachtete ich das ganze abstruse Verhalten der Gäste im Café, das Gehabe und die Wichtigtuerei um mich herum. Ein Blick nach draußen schockierte mich noch mehr. Der sympathische türkische Laden, bei dem ich ab und zu frisches Gemüse gekauft hatte, war nicht mehr da, stattdessen eröffnete bald ein Biogeschäft. Mir reichte es jetzt wirklich, denn das hieß, dass es für diese Art von Produkten genug Kundschaft gab oder in weiteren Mengen anziehen würde. Für mich bedeutete es, dass es jetzt besser war zu flüchten und der bedrohliche Brief wurde zu einer Art Hoffnungsträger, der mir eine gewiss schwere Entscheidung abnehmen konnte, wenn er denn das enthielt, was ich dachte.

Schnell bezahlte ich, fiel beim Hinausgehen fast über das Holzspielzeug, das eines der blassen Kinder achtlos hatte liegen lassen. Ich fluchte laut und bekam dafür den einen oder anderen hasserfüllten Blick einer pietätvollen Mutter, den ich mit Genugtuung aufnahm, denn er bedeutete, dass ich wichtig war, wenn auch nur für einen Moment und auch nur aufgrund des schlechten Beispiels, das ich abgab.

Jetzt war mir die Hitze draußen nicht mehr wichtig und raschen Schrittes lief ich die wenigen Meter zum Haus und erklomm die Stufen. Aus der Wohnung unter mir hörte ich etwas energetischeres Geschimpfe, das ich fast schon mit Freude, aber auch ein wenig Wehmut wahrnahm, Wehmut deshalb, weil mir klar wurde, dass genauso wie ich auch dieses asoziale Ehepaar bald zu einem Relikt in dieser Gegend werden würde, das die Wahl haben würde wegzuziehen oder vielleicht als eine Art Museumsstück von

allen bestaunt oder einfach nur gemieden zu werden.

In der Wohnung angelangt ging ich sofort zum Schreibtisch, auf dem der Brief jetzt auf seine normale Größe geschrumpft war. Ein einfaches Stück Papier lag darin, nichts Angst einflößendes an sich, doch natürlich geht es um den Inhalt von Schriftstücken, die herzerreißend, fröhlich, erstaunlich oder einfach nur langweilig sein können.

Schon beim Überfliegen wurde mir klar, dass meine einstige Befürchtung und meine jetzige Hoffnung bestätigt wurden. Es war die Kündigung, fristgerecht wegen Eigennutzung. Einige persönliche Worte waren ebenfalls dabei, sie dankte mir für die Zeit, die ich in ihrer Wohnung zugebracht hatte, und teilte mir mit, dass ich ein wundervoller Mieter gewesen sei. Von Anfang an war klar, dass ein Hintergedanke dabei war, denn eines war ich mit Sicherheit nicht gewesen: Ein wundervoller Mieter, doch schmeichelte mir diese Bezeichnung so sehr, dass ich gewillt war, alles für diese nette alte Dame zu machen, was auch immer sie verlangen mochte. Einige Zeilen später war ich schlauer, denn die alte Dame brauchte die Wohnung anscheinend dringend, bat mich, nicht auf die dreimonatige Frist zu bestehen, sondern schon innerhalb der nächsten Tage auszuziehen. Das würde sie sich auch 2000 Euro kosten lassen, was meinen Dispokredit wieder in den erträglichen dreistelligen Bereich bringen würde. Für eventuelle Reparaturen in der Wohnung Sorge sie ebenfalls. Ich war ganz gerührt und was mich vor einigen Stunden noch vollständig aus der Bahn geworfen hätte, bereitete mir jetzt unendlich gute Laune. Ein unbeschreibliches Freiheitsgefühl ergriff mich, ein Kribbeln, das sich von meiner Bauchgegend in meine Brust empor ausbreitete und mich trunken machte von Glück. Mir wurde ganz schwindelig und ich musste mich setzen.

Als die Anfangsfreude allmählich nachließ, wurde ich eine Spur nüchterner. Ein paar Tage blieben mir nun, eine neue Bleibe zu finden. Dieser Umstand musste natürlich gebührend gefeiert werden und ich überlegte lange, wie und mit wem.

Schon der erste Gedanke galt Nicolai. Ihn musste ich natürlich sofort anrufen, wahrscheinlich war er ohnehin bereits auf dem Weg hierher. Es verging kaum ein Tag, an dem er mir nicht einen Besuch abstattete. Nicolai war die treueste Seele, die man sich vorstellen kann. Er war so alt wie ich, Mitte dreißig, im Gegensatz zu mir sehr groß und vielseitig begabt. Seine osteuropäische Abstammung sah man ihm wegen seiner hohen Wangenknochen und dem breiteren slawischen Gesicht an, wobei seine Ausbildung auf der schiefen Bahn in einer russischen Gang ihm heute noch ausgesprochen nützlich war, auch wenn seine schlimmsten Zeiten vorbei waren. Ein Autoschloss bekam er immer noch in Windeseile auf, eine normale Wohnungstür ebenfalls, doch nutze er diese Fähigkeiten heute nicht mehr. Stattdessen schlug er

sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, machte einfache Malerarbeiten oder räumte Gärten auf. Er hatte ein Talent dafür, seine Auftraggeber zu üppigen Trinkgeldern zu bewegen, denn sein stiller Charme bezirzte besonders älteren Damen, die ihm von ihren Renten oft große Summen für einfachste Arbeiten zuschoben. Nicht, dass Nicolai danach gefragt hätte, doch lehnte er es nicht ab. Diese Tatsache gab ihm fast unbegrenzte Verfügung über seine Zeit, und da er ein herzensguter Mensch war, verbrachten wir einen großen Teil davon gemeinsam. Meist war er einfach nur da, denn er sprach sehr wenig, folgte mir, wo immer ich auch hinging. Kaum hatte ich den Telefonhörer in der Hand, klingelte es bereits an der Haustür. Nicolai stand vor der Tür, grüßte kurz und ging an mir vorbei in die Küche, wo er sich ein großes Glas Leitungswasser eingoss.

„Eis ist leider nicht da, hab vergessen, es vorzubereiten.“

Nicolai zuckte nur mit den Schultern.

„Geht auch so.“

„Wir haben zu feiern.“

Ich erzählte ihm in aller Kürze die Geschichte mit der Kündigung, ließ dabei mein Zögern aus und kam sofort auf den Punkt.

„Wo willst Du jetzt hin?“

„Keine Ahnung. Aber ich muss sofort aktiv werden. Hast Du eine Idee?“

„Du könntest Dich bei Philipp einquartieren. Zumindest ein paar Tage lang.“

Diese Idee gefiel mir ganz und gar nicht. Vor zwei Jahren mussten sämtliche Rohre in meiner Wohnung ausgetauscht werden. Diese Renovierungsarbeiten hatten einen Aufenthalt dort unmöglich werden lassen, so dass ich einige Tage bei Philipp verbringen musste. Jeder Einzelne war für sich eine Katastrophe gewesen. Nicht nur dass er mich jeden Tag früh geweckt hatte, er hatte auch versucht, eine Art Arbeitsplan für mich zu erstellen und ich konnte mich die ganze Zeit über des Gefühls nicht erwehren, dass diese Art von an mir ausgeübtem Zwang ihm unglaubliches Vergnügen bereitet hatte, das er natürlich niemals zeigte.

„Fällt Dir nichts Besseres ein?“

Nicolai hob die Augenbrauen, was er immer tat, wenn er nicht weiter überlegen wollte, weil er meinte, bereits genug zur Lösung eines Problems beigetragen zu haben.

„Ruf ihn doch wenigstens einmal an.“

Das war fast noch schlimmer als die Idee, bei Philipp Unterschlupf zu finden.

Ich seufzte laut, packte ein paar Sachen, ebenfalls einen halbwegs gelungenen Ausdruck des Anfangs des ersten Kapitels meines neuen Buches. Wieder einmal verfluchte ich meine Angewohnheit, nichts wegwerfen zu können, schon gar nicht von

mir gefüllte Seiten, auch wenn diese nur gefüllt waren mit Buchstabenmüll. Doch kannte ich meine Angewohnheit, Texte, die länger von mir ungelesen in der Ecke lagen, auf den zweiten oder dritten Blick als semi-genial zu betrachten, obwohl ich nie sicher war, ob das mit der Realität übereinstimmte. Selten, aber doch ab und zu wurde noch etwas daraus, meist eine Inspiration für eine neue Idee, so dass ich jedes Mal vor mir selbst rechtfertigen konnte, missratene Texte aufheben zu müssen.

Möchten Sie weiterlesen? Bestellen Sie doch einfach.....

www.xpresso-texte.de